EIS SCHMELZE

ROBERT VON CUBE

ohneohren VERLAG

ROBERT VON CUBE

Leseprobe

EISSCHMELZE

Roman

ohneohren VERLAG

© 2021 Verlag ohneohren, Ingrid Pointecker, Wien
www.ohneohren.com
1. Auflage

Autor: Robert von Cube
Covergestaltung: Verlag ohneohren
Coverillustration: Liu Zishan | shutterstock.com
Lektorat, Korrektorat: Verlag ohneohren

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und/oder des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Personen und Namen in diesem E-Book sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

TEIL EINS GEFRIERPUNKT

1

Licht sickerte in seinen Schlaf. Es pulsierte träge. Erst grün, dann rot, dann wieder grün. Was war das? Wer war er? Wo?

Kryoschlaf.

Henry schlug die Augen auf. Er sah eine rote und eine grüne Diode. Grün bedeutete, der Eisschlaf wurde beendet. Rot signalisierte ein technisches Problem. Die beiden kleinen Lichter blendeten ihn aus tiefster Dunkelheit heraus. Sein Körper war leicht, kaum spürbar. Sein Kopf hohl. Sein Verstand noch immer nicht richtig da.

Mit einem Zischen drang Luft in den Tank und die Staseflüssigkeit wurde abgesaugt. Plötzliche Schwerkraft drückte ihn gegen die Tür, und als sie sich öffnete, fiel er aus dem Tank auf ein Gitterblech – nicht fähig, sich abzufangen, am ganzen Körper gelähmt. Schwindel. Schmerzen wie von Stockschlägen in jedem Muskel.

Henry war noch immer orientierungslos, noch immer verschlafen. Lange, ruhige Intervalle des roten Lichts. Welches technische Problem? Er erinnerte sich an die vielen Stunden Sicherheitstraining. Er hatte nie erwartet, sie je zu brauchen. Langes rotes Blinken bedeutete, dass die Energievorräte des Tiefkühltresors zur Neige gingen. Notfallmäßiges Auftauen. Vorzeitiges Wecken. Unsinn. Die Energievorräte reichten angeblich einhundert Jahre und notfalls wurden sie aus der Hauptversorgung des Schiffes weitergespeist.

Schleichend kehrte die Beweglichkeit zurück in seinen Körper. Henry erhob sich und fror. Nackte, lebensbedrohliche Kälte packte seinen Leib. Er rieb sich hektisch mit den Armen den Oberkörper, bis er etwas Wärme fand. Dann erst konnte er weiterdenken. Bis auf das pulsierende Licht war es schwarz um ihn. Nach und nach gewöhnten sich die Augen daran. Er erkannte die Umrisse weiterer Kryoschlafkapseln. Batterien von ihnen in jeder Richtung, rhythmisch ins fahle Licht getaucht, rhythmisch wieder versinkend.

Keine der Kapseln leuchtete mehr. In keiner der möglichen Farben. In die Kammer gleich links von ihm war ein junger Mann gestiegen, blond und schlaksig. Sie hatten noch ein wenig gescherzt, bevor man sie hermetisch verriegelt und den Kälteschlaf aktiviert hatte.

„Wir sehen uns im nächsten Jahrhundert", hatte Henry gesagt.

„Ja", hatte der Mann geantwortet. „Pass auf, die tauen uns auf einer Raumstation auf, die ein einziges Urlaubsressort ist, mit Strand und Palmen. Bis dahin kriegen die das hin, ganz bestimmt!"

Das Ganze schien nur fünf Minuten her zu sein. Aber wer wusste das schon? Jedenfalls war er froh, einen Leidensgenossen neben sich zu wissen. Der Blonde erschien ihm in diesem Moment fast wie ein Bruder. Henry versuchte im Zwielicht durch die Scheibe seiner Schlafkapsel zu schauen. Aber sah er nichts, es war zu dunkel. Er tastete sich weiter. Das Glas der nächsten Kapsel gab nach, als er es berührte. Scherben fielen zu Boden und verursachten einen Lärm, der in Henrys Ohren nachhallte.

Er streckte seine Hand in die offene Kapsel. Der Raum hinter der Scheibe war leer.

Henry atmete schneller und fragte sich, wieso. *Der Sauerstoff!*, begriff er. Der Sauerstoff wurde knapp. Wieder entsann er sich der Sicherheitsunterweisungen. Jede Schlafkapsel besaß einen Raumanzug. Hechelnd krabbelte er zu seiner Kapsel und fand den Nothebel an der Seite, der das Fach mit dem Anzug öffnete. Erst stieg er falsch herum in den silbrigen Stoff. Zwar war der Anzug leicht und weich, aber er war etwas knapp für Henry. In der Länge, vor allem aber im Umfang. Der sperrige Helm schränkte die Sicht ein. Henry stöpselte das Kabel an, das den Helm mit der Batterie der Stromversorgung verknüpfte, fand den Schalter für die Lampe und ein starker, armdicker Lichtstrahl reckte sich in den Raum. Dann versuchte er, den Schlauch für den Sauerstoff zu befestigen. Im Sicherheitstraining war es ganz leicht gewesen. Jetzt bekam er keine Verbindung zustande. Er verdrehte den Kopf, um das Ende des Schlauches in den Lichtstrahl zu halten. Es sah alles ganz normal aus. Dann setzte er den Rucksack ab, der die Stromversorgung und den Sauerstoff enthielt, und betrachtete ihn. Er sah, dass das Ventil der Sauerstoffflasche abgesprungen war.

Die Flasche war leer.

Er schnappte nach Luft und hastete zur Nachbarkapsel. Dort öffnete er das Notfallfach. Er riss den Anzug heraus und wühlte nach der Flasche. Das Ventil war vorhanden. Doch die Nadel der Anzeige stand bei Null. Kein Druck. Zum nächsten Kryotresor, dem mit der geborstenen Scheibe. Der Helm beschlug von innen, von seinen heftigen Atemzügen. Wie quälend es war, Luft zu atmen, die nichts brachte. Der Druck dieser Flasche stand nur auf halber Stärke, aber sie war nicht leer. Er schloss den brüchigen Schlauch an und Sekunden später strömte stinkende, aber wohltuende Luft in den Helm.

Henry setzte sich auf den Boden und atmete. Sein Herz pumpte stolpernd das frische Blut in seinen Körper. Er konnte nur dorthin sehen, wo er seinen Kopf hinwendete, den Scheinwerfer wie ein Geweih an der Schläfe. Kryokapseln, übereinander und nebeneinander, durch Leitern und schmale Stege aus Gitterblech verbunden. Einhundert Stück, wie er wusste, auf diesem Deck des Shuttles. Neun weitere Decks. Tausend Menschen auf dem Weg ins All.

War er auf dem Weg? Flogen sie? Um ihn herrschte unendliche Stille. Die Dunkelheit war durchbrochen, doch die Stille war absolut. Kein Rauschen einer Turbine oder Lüftung, kein Summen elektronischer Schaltkreise, kein Schall von Tritten. Kein Atemzug eines Menschen. Stille.

Sein Lichtstrahl glitt über weitere geborstene Scheiben, dutzendfach. Mit rasendem Herzen drehte er seinen Körper und richtete sein Licht auf den Tresor neben sich. Zunächst schien er leer. Doch am Boden sah Henry ein Häuflein. Schwarze Masse, wie ein fauliger Lumpen im Kompost. Und auf den zweiten Blick, im schwarzen, ledrigen Haufen, ein Gesicht. Leere Augenhöhlen, ein schief zusammengekniffener Mund.

Sein Puls jagte. Im Hals ein Druck, als versuchte jemand, ihn zu erwürgen. Das war der junge Mann, mit dem er gescherzt hatte. Ein Klumpen.

In der nächsten Kapsel, der ohne Scheibe: das Gleiche, nur noch verfallener. Der schwarze staubige Rest eines Menschen, dazwischen Knochen. Voller Panik lief Henry die Stege entlang. Er leuchtete in

jede Kapsel. Er konnte nicht der Einzige sein. Andere mussten noch im Tiefkühlschlaf stecken, jeden Moment erwachen. Gleich würde eine Durchsage kommen, von der Crew, und über ein unvorhergesehenes Ereignis berichten, das sich leicht beheben ließ. *Geraten Sie nicht in Panik,* sagte er sich. *Die ESA hat für jeden denkbaren Zwischenfall ein Sicherheitsprogramm entwickelt.*

Er kletterte über eine Metallleiter einen Stock höher. Rannte an den Kapseln dieser Etage entlang und hielt wahllos bei einer von ihnen, um hineinzuleuchten. Rannte noch ein Stück, leuchtete dort. Etwas dröhnte in seinen Ohren. Henry begriff, dass er aus voller Kehle schrie. Sobald er den Mund hielt, umgab ihn wieder die unmenschliche Stille.

Henry begann zu murmeln. Er wusste, dass er sonst wahnsinnig werden würde. „Dadadada", raunte er und sorgte für ein gleichmäßiges Geräusch. „Dadadada. Ich muss systematisch suchen. Dadada. Ich brauche einen Menschen."

Murmelnd suchte er jetzt Reihe für Reihe ab. „Ich fange ganz unten an. Vorsicht mit der Leiter. Dadada." Die unterste Etage des Decks: zehn Tote. „Jetzt die zweite Reihe." Zehn Tote. Dritte Reihe. „Dadadada. Schauen wir hier hinein. Keiner. Dada. Dieser ist besser erhalten. Aber auch tot. Dadada."

Zehn Metallstege mit je zehn Kapseln. Neunundneunzig Reisende auf diesem Deck des Schiffes waren tot. Henry fand die Luke zum nächsten Deck und musste auf einer schmalen Leiter stehend ein schweres Rad drehen, um sie zu öffnen. Es lag kein Strom auf der Elektronik. Es war überhaupt nirgends Strom. Keine Kontrollleuchten, keine Anzeigen, keine Notausgangsschilder. Nur seine Kryokammer leuchtete fahl und pulsierte langsam und hämisch.

Fast fiel er von der Leiter, weil er sich weit zurücklehnen musste, um das Rad zu bewegen. Er kam in den nächsten Stock des Shuttles. Das gleiche Bild. Einhundert Kammern, tot und dunkel und am Boden Mumien oder Reste von Mumien, verfallene schwarze Bündel. Aber er konnte nicht der Einzige sein. Bei tausend Reisenden plus Crew war er nur ein Promille. Statistisch betrachtet mussten noch andere Kammern genauso lange funktioniert haben wie seine. Und so durchsuchte er

zehn Decks. Auf jedem Deck zehn Ebenen. Auf jeder Ebene zehn Kapseln. In jeder Kapsel ein Toter.

Am Ende kam die Brücke. Mit klopfendem Herzen öffnete Henry die letzte Luke. „Hier finde ich Leute", behauptete er. „Hier ist die Crew und arbeitet an der Lösung des Problems."

Er zog sich durch die Öffnung und blickte sich um. Mehrere Kommandosessel, tote Bildschirme davor. Kein Licht, keine Kontrollleuchten, keine Tonsignale. Kein Mensch. Die Kryokammern der Piloten standen an den Wänden. Braune Menschenreste darin, wie überall. Im Schlaf gestorben und im Schlaf verrottet.

Henry kletterte zurück zu seiner Kammer, durch schwarze Dunkelheit, über schmale Metallleitern, an Blechwänden vorbei, die kalt wie Eis waren, überzogen von Raureif. Er wanderte durch den gewaltigen Bauch eines toten Monsters aus Stahl, das einhundertprozentig sicher war, wie man versprochen hatte. Einhundert Prozent sicher und 99,99 Prozent tot.

Das blinkende Licht an seiner Kapsel war erloschen. Henry war klar, dass der letzte Rest Strom jetzt verbraucht war. Er sackte auf dem Boden zusammen und starrte auf den Lichtpunkt, den sein Strahl ihm gegenüber auf eine Kryokammer projizierte. Dann begriff er, dass das Muster in diesem Lichtpunkt eine Leiche war. Er brachte noch einmal die Energie auf, seinen Kopf einen Zentimeter zu bewegen und den Lichtstrahl auf etwas Neutrales zu richten. „Und so bleibe ich jetzt sitzen." Er hatte mit seinem *Dadada* aufgehört. Das Adrenalin war vorerst aufgebraucht. Das nackte Entsetzen war einem tauben Gefühl von Schock und Ratlosigkeit gewichen. Einfach sitzen. Warten, bis man aufwacht, aus diesem Albtraum. Warten, bis einer kommt. Warten.

Henry musste an seine Verwandten in Italien denken. Seine Cousins und Tanten und Großonkel waren schon ein Jahr vor ihm gestartet. Sich in den Tiefschlaf versetzen zu lassen und von der erfrierenden Erde zu verschwinden, war für sie wie ein Familienurlaub gewesen. Henry sah es vor sich, wie sie schwatzend und streitend und lachend einen ganzen Abschnitt so eines Shuttles in Beschlag nahmen und wie die Crew ihre Mühe hatte, Tante Rosaria davon zu abzuhalten, ihre Handtasche mit in die Stasekammer zu nehmen. Sie hatten

Henry regelrecht belagert, mitzukommen. Er gehöre doch zur Familie. Er sei doch ganz alleine in Berlin.

„Ich bin nicht alleine“, hatte Henry immer behauptet. Er wollte bei seinem Restaurant bleiben. Er wollte in der Großstadt bleiben. Er wollte die Hoffnung nicht aufgeben, dass die Erdbeben und die Schneestürme bald ein Ende hätten und er sein geliebtes Leben behalten dürfte. „Meine Angestellten sind meine Familie“, hatte er immer behauptet. „Meine Gäste sind meine Familie.“ Aber als immer mehr fortgingen und die Sicherheit des Orbits suchten, musste er einsehen, dass das nicht stimmte. Selbst die Großstadt konnte nicht mehr verbergen, dass sie ausblutete. Also entschied sich Henry, dem Herdentrieb doch noch zu folgen und es jenen nachzutun, denen er immer Hysterie vorgeworfen hatte.

Alleine hatte er das Ticket gekauft und alleine war er eingestiegen. Ein Schwätzchen mit dem blonden Mann, der lange für den Flug gespart hatte. Ein Lächeln für die Flugbegleiterin, die ihm in die Kältekammer half. Aber sonst auf sich gestellt. In dem Moment hatte er sich doch nach der Großfamilie gesehnt. So sehr sie ihn anstrengten, so sehr sie ihn vereinnahmten, wann immer er nach Italien reiste, so primitiv er einige ihrer Ansichten fand: Das Blut sah über all das hinweg, und wenn das Ende der Welt kam, so wurde man immer noch mit offenen Armen empfangen. Aber Henry war alleine in die Kammer gestiegen. Er wusste sehr wohl, wie groß das Risiko war, nie wieder aufzuwachen. Und als der Staseprozess gestartet wurde, da hatte er nicht durch die Scheibe auf die kalte Technik des Shuttles geschaut, sondern auf seine Hände. Damit das Letzte, das er sah, wenigstens zu einem Menschen gehörte.

In dem Shuttle mit der Familie wäre diese Scheiße nicht passiert, dachte Henry. *Das ist die Strafe für meine Arroganz. Das Schicksal oder Gott oder wer auch immer musste mir zeigen, dass es noch einsamer geht. Du brauchst niemanden? Bitte sehr, dann nimm das.*

Er weinte. Und er war froh um dieses menschliche Geräusch, auch wenn es von ihm selbst kam. Er lebte. Es musste irgendwie weitergehen.

Hilfe rufen, dachte Henry nach einiger Zeit. Vielleicht konnte er einen Notruf absetzen.

In einem kleinen Fach an der Kapsel lagen seine wenigen privaten Sachen, die er hatte mitnehmen können. Henry kramte hektisch sein Telefon aus dem Brustbeutel. Er hatte es natürlich ausgestellt, vor der Reise. Wie lange hielt der Akku im ausgeschalteten Zustand? Und wie lange kam die Phytoelektronik ohne Dünger-Chip aus? Er drückte den An-Schalter und nichts geschah. Drückte ihn noch einmal, länger und fester. Nichts. Das Telefon war tot. Er richtete den Lichtstrahl auf das Display, damit die Solarzellen Energie tanken konnten. Es reichte nicht. Sicherheitshalber kramte er einen Dünger-Chip aus seinem Brustbeutel. Er zerbröselte zwischen seinen Fingern zu Staub. Henry versuchte, die Krümel in den Spalt für den Chip zu pressen, wo der Dünger den Zellen der Phytoelektronik als Nährstoff dienen sollte. Noch einmal drückte er den Schalter. Nichts. Das Telefon war so tot wie das Shuttle.

Er konnte nicht länger still sitzen. „Wo bin ich denn eigentlich?“, murmelte er und stand auf. Trieb er durchs All? Lag das Schiff angedockt an die Raumstation, zu der es fliegen sollte? Waren sie überhaupt gestartet?

Das Licht seiner Lampe wurde schwächer. Er entnahm die Batterie und setzte die seines Nachbarn ein. Keine Energie. Er nahm die nächste und noch eine und eine weitere. Alle leer. „Zufall, dass meine so gut war.“ Aber es war Zufall genug, dass er lebte. Es konnte nicht auch bei Batterien nur eine einzige überstanden haben. Also suchte er weiter. *Systematisch!,* ermahnte er sich. Die siebte Kapsel auf dieser Etage brachte Erfolg. Er hatte wieder Strom.

Er suchte ein Bullauge. Er musste hinausschauen. Um die Wahrheit zu finden. Und was, wenn draußen nur Sterne zu sehen waren?

Es gab auf jedem Deck ein einziges Fenster. Vielleicht eine Sicherheitsmaßnahme für Fälle wie diesen. Jenseits der dreißig Zentimeter Glas war es schwarz. Er wollte hinausleuchten, aber es klappte nicht. Er konnte sich nicht so positionieren, dass sein Lichtstrahl senkrecht auf das Fenster fiel, denn der Strahl war immer rechts von seinem Kopf. Also ging er und holte einen zweiten Helm. Fünf leere Batterien, bis er eine mit Energie fand. Die Leeren warf er auf einen Haufen, um sie nicht versehentlich noch einmal zu testen.

Nun hatte er ein Licht, das er vor sich halten konnte, doch verbarg ihm nun die Lampe selbst den Blick. Er musste millimetergenau den Winkel der Lampe und den seines Kopfes positionieren, damit er durch das röhrenförmige Bullauge blicken und dem Lichtstrahl folgen konnte. Er meinte, Schemen zu sehen, sich bewegende Schatten. Etwas Tiefschwarzes, das vor noch schwärzerem Hintergrund waberte. Ihm tränten die Augen vor Anstrengung, als er in die Dunkelheit blickte. Sein Körper eingefroren in verdrehter Haltung, um den Winkel aus Licht und Blick nicht zu verlieren.

Dann schwamm ein Fisch vorbei. Henry sah ihn nur für eine Sekunde. Ein silberner Fisch mit großen schwarzen Augen, der verwundert durch die Scheibe blickte und verschwand. Ein Fisch.

Henry sank in die Hocke und lachte. „Ein Fisch!“, rief er. Leben. „Ich bin unter Wasser!“ Wenn es Fische gab, gab es Leben. „Hallo Fisch!“, brüllte Henry. „Komm noch mal vorbei. Ich will mit dir reden.“ Er lachte noch einmal und weinte zugleich und klammerte sich an das kurze Gefühl von Hoffnung, das bereits von tausend Gedanken attackiert wurde, die etwas von Meeresgrund und Absturz und Eiszeit ins Gespräch bringen wollten.

„Wir sind ins Meer gefallen“, murmelte Henry. „Ganz nah an der Küste. Ich muss nur hier raus und an Land schwimmen. Sie suchen uns schon. Überall sind Hubschrauber, die nach Schiffbrüchigen suchen.“ Er wusste, dass es Unfug war. Seine Mitreisenden waren schon lange tot. „Ja!“, rief er aus. „Aber sie sind durch eine Fehlfunktion der Kryozellen so schnell verwest. Sie wurden gekocht oder gedünstet oder was auch immer. Wir sind noch nicht lange hier unten.“ Und warum war dann der Akku seines Telefons leer? Und warum der Düngechip schon Staub? „Aber die Zigaretten sind noch gut!“, brüllte er.

Er holte sein Päckchen Camel aus dem Brustbeutel. Die Verpackung war brüchig wie Pergament. Schwarzer Tabakstaub fiel ihm entgegen. Henry besah sich das Feuerzeug. „Wie neu“, rief er aus. Aber es war leer. Das Gas war längst verflogen.

Hektisch drückte er noch einmal den Schalter seines Telefons. Vielleicht brauchten die Zellen eine Weile, um den Dünger zu verdauen und wieder anzuspringen. Nein. Nichts. Nur ein schwarzes Display.

Er beschloss, weiter oben zu schauen und sei es nur, um zu handeln. Das Schiff war groß, es musste nicht bis zum Bug unter Wasser stehen. Vielleicht war er gar nicht im Meer. Vielleicht war es ein Tümpel und er konnte oben einfach aussteigen. Wieder erklomm er die metallenen Sprossen. Weißer Lack zerscherte unter seinen Sohlen und schneite lautlos durch die Gitterbleche. Die Luken hatte er bei seinem ersten Rundgang offengelassen. Oben blickte er wieder auf die schwarzen Bildschirme, die leeren Sessel. Aber das Bullauge, das auch hier einen kleinen Blick nach draußen erlaubte, leuchtete weiß. Vorhin war es doch dunkel gewesen. Vorhin war hier alles schwarz gewesen.

Das konnte nur eines bedeuten: Sonnenaufgang. Er ging mit dem Gesicht ganz nahe an das Glas. Milchig weiß lag Eis um das Schiff. Ja, es musste Eis sein und da war Sonnenlicht, das sich in der Masse brach. „Wenn es Sonne gibt, gibt es Leben", sagte er euphorisch. *Und wenn es Eis gibt, bist du nicht rechtzeitig von der Erde weggekommen,* fiel ihm ein. Er hatte vor der Kälte fliehen wollen und nun war sie da.

Er versuchte die Luke zu öffnen. Die Phytoelektronik, die die Funktionen des Schiffes steuerte, war tot. Aber auch die elektrischen Sicherheitssysteme für Notfälle waren ohne Strom. Schaubilder zeigten ihm, wie er eine Scheibe zerschlagen musste, einen Schlüssel herausnehmen, einen Kasten öffnen, in dem Kasten einen Hebel umlegen, um schließlich das Rad zu drehen, das die Außenluke öffnete.

Das Rad ging schwer, und als er es bis zum Anschlag aufgedreht hatte, öffnete sich die Luke trotzdem nicht. Er stemmte einen Fuß gegen die Wand, wobei er fürchtete, der enge Anzug würde reißen. Henry war nicht nur groß, sondern auch schwer. Normalerweise bewegte er sich gemessen und elegant und verbarg seinen Bauch mithilfe von dunkelblauen Jacketts. Der Anzug riss nicht, aber er engte ihn ein. Ein weiterer Ruck, dann sprang die Luke auf und schlug gegen Henrys Brustkorb. Er wurde umgeworfen und rang nach Luft.

Da war sein Weg nach draußen! Rasch stand er auf und ignorierte die Schmerzen.

Vor sich fand er eine massive Wand aus Eis. Er kratzte mit den Handschuhen daran herum. Wie Stahl. Er suchte sich den Helm eines Anzugs und benutzte dessen Rand als Schaber. Feine Späne ließen sich

vom Eis schälen, kaum der Rede wert. Da kam ihm eine Idee. In regelmäßigen Abständen gab es Kästen mit einem roten Kreuz darauf an den Wänden. Erste Hilfe. Neben Verbandszeug fand er auch ein Skalpell. Damit arbeitete er weiter. Nach wenigen Bewegungen brach der Plastikgriff ab. Weiter nach hinten, zum nächsten Verbandskasten. Er kratzte weiter, hielt das neue Skalpell weiter unten am Griff, bis die Finger schmerzten. Er spürte, wie der Schweiß sich unter dem luftdichten Anzug sammelte. Er wollte den Anzug ausziehen, aber dann wäre der Sauerstoff entwichen. Er atmete schwer, während er arbeitete und bald musste er die Sauerstoffflasche wechseln.

So ging es nicht. Er hatte eine kleine Mulde ins Eis geschabt und war dabei so außer Puste gekommen, dass er eine kostbare Flasche verbraucht hatte. Das Eis musste meterdick sein. Eine Arbeit von Tagen, wenn nicht gar Wochen. So lange reichte die Luft nicht. Außerdem hatte er jetzt Durst, unglaublichen Durst. Die Notfall-Wasserflaschen hatte er schon überprüft. Aus allen war die Flüssigkeit verdunstet.

Er sammelte das abgeschilferte Eis in dem Helm. Nun musste er seinen eigenen Helm ausziehen, auf Luft verzichten, während er sich das Eis mit den Händen in den Mund schaufelte. Teils schmolz es, teils zerkaute er es. Er schluckte gierig, ohne Luft. Es schmeckte etwas salzig, aber er hastete zu sehr, um das wirklich zu beurteilen. Er betete, dass es nicht giftig war. Als die Luftnot größer wurde als der Durst, zog er seinen Helm wieder auf.

Er sank auf die Knie. Er atmete. Dann schrie er, sodass seine eigene Stimme im Helm dröhnte und in den Ohren schmerzte. Er konnte das Eis nicht fortkratzen. Nicht mit einem Skalpell. Er war mit tausend Leichen in einem Wrack gefangen.

2

Henry versuchte sich zu beruhigen. Er saß und atmete und hoffte, bald mit dem Schwitzen aufzuhören. „Ich muss raus“, murmelte er. Ihm war klar, dass er vielleicht im Nichts landen würde. Aber hier unten war weniger als nichts. „Und wenn da eine Eisschicht ist, kann ich vielleicht auf ihr laufen. Sofern ich ein Loch finde.“ Er konnte es nicht freikratzen. Er konnte keinen Tunnel graben.

„Wie wäre es mit schmelzen?“ Henry sprang auf und suchte nach Brennstoff. Er fragte sich, ob die Mumien brannten. Er fragte sich, ob er mit den Leuchtpistolen, die zu jedem Notfallset gehörten, Funken schlagen konnte. Und – wenn all das funktionieren würde – ob es sinnvoll war in einem Schiff Feuer zu legen, solange man noch drin war.

Da kam ihm ein anderer Gedanke. „Ich zünde ein Triebwerk!“ Er wusste nicht, ob die Rakete gestartet war oder es zumindest versucht hatte. Dann war der Treibstoff des Haupttriebwerkes vielleicht verbraucht. Aber die Steuerungsdüsen, die die Navigation im freien Raum möglich machten, mussten doch auf eine Vielzahl von Zündungen ausgelegt sein. „Fragt sich bloß, ob ich die in Gang kriege, ohne Strom, ohne Steuerungscomputer.“

Sein neues Ziel vor Augen, kletterte Henry nach unten, wo die Passagierdecks aufhörten und man zu den Maschinen gelangte. Er erinnerte sich aus den Sicherheitstrainings, dass es für jedes System ein Notstromaggregat und einen separaten Steuerungscomputer gab. Fragte sich nur, ob ein ehemaliger Restaurantbesitzer es finden und in Betrieb nehmen konnte.

Henry fand den Zugang zu den Maschinen schnell. Doch er gelangte in enge Gänge, durch die er auf allen Vieren kaum hindurchpasste. Ein Labyrinth aus Rohren und Behältern, Kabeln, Computern, Turbinen und Blechkästen mit Kühlrippen. Wie sollte er hier überhaupt den richtigen Steuerungscomputer finden, erkennen, geschweige denn bedienen?

Er nahm eine Ersatz-Sauerstoffflasche mit und quetschte sich durch die Gänge. Ratlos betrachtete er die vielen Geräte. „Verschaff dir

wenigstens einen Überblick“, ermahnte er sich. Nach einiger Zeit bemerkte er kleine Schilder mit Zahlen. „Immerhin.“ Irgendwo musste es eine Legende dazu geben. Und wo es die gab, gab es vielleicht sogar ein Manual.

Zielstrebig robbte Henry weiter. Wie befürchtet, war irgendwann der Sauerstoff aufgebraucht und er wechselte die Flasche. Er öffnete Kästen aus Stahl, wand sich um Rohre, presste sich zwischen Turbinen hindurch. In ihm brodelte Panik, auf die er mühsam einen Deckel aus Vernunft presste. Suchen, beobachten, analysieren. Kabelstränge verfolgen, Geräte betrachten, den Blick systematisch in alle Richtungen wenden. All das half ihm, um ruhig zu bleiben. All das unterdrückte seine Angst. Aber so, wie kochendes Wasser manchmal den Deckel anhebt und dann Dampf austritt, so brach immer wieder die Panik hervor, attackierte ihn mit Salven von Herzrasen, trocknete den Mund aus, schickte einen Aufruhr in seinen Bauch, bis er fürchtete, Durchfall zu kriegen.

„Ruhig“, murmelte er. „Eins nach dem anderen. Du hast schon ganz andere Dinger geschaukelt.“ Er wusste, dass das Unsinn war. Ja, er war im Bistro Berlin überfallen worden und hatte es gut gemeistert. Ja, er hatte die Erdbeben mit kühlem Kopf durchgestanden. Aber natürlich hatte er nie etwas Vergleichbares erlebt. Und als er diesen Gedanken fasste, einmal mehr zum Schluss kam, dass er in einem gewaltigen Sarg eingesperrt war, der vermutlich am Grund eines gefrorenen Meeres lag, da brach die Verzweiflung wieder aus, wie die Vulkane, die Deutschland verwüstet hatten. Er krümmte sich zusammen, alle Glieder wurden weich und schwach und ein Zittern überkam ihn wie der schlimmste Schüttelfrost. *Lass es einen Albtraum sein,* dachte er wieder und wieder. *Lass es einen Albtraum sein.*

Gleich würde er aufwachen. Gleich würde er sich in seinem Kingsize-Bett wiederfinden, seine liebsten Bilder an der Wand betrachten, sich anziehen und zum Bistro Berlin laufen. Fred würde schon dort sein und Soßen vorbereiten. Er würde die neueste Bedienung zurechtweisen, eine mehr, die sich einbildete zu wissen, wie ein Restaurant lief, nur weil sie schon einmal in einem gegessen hatte. Er war immer fair zu seinen Mitarbeitern. Aber er war auch anspruchsvoll. Und er hatte kein Problem, sie in der Probezeit wieder zu ent-

lassen, falls sie sich nicht für den Betrieb einsetzten. Wenn sie es aber taten, dann konnten sie sicher sein, dass der Chef auch in schwierigen Zeiten zu ihnen stehen würde.

Aber auch Henry konnte keinen Schutz vor den Erdbeben bieten. Vor den Aschewolken, die die Atmosphäre abkühlten. Auch Henry konnte den Exodus nicht stoppen, der Berlin nach und nach in eine Geisterstadt verwandelte. Die Ratten verließen das sinkende Schiff. Und dieses Schiff hieß Erde. Henry hatte sich den Ratten angeschlossen. Und saß nun in der Falle.

Er zitterte und weinte und schlug sich mit der Faust gegen das Bein. Es war aussichtslos. Es war absurd zu glauben, er könne ohne Hilfe ein Raumschiff starten. Kurz spielte er mit dem Gedanken, das Skalpell zu verwenden. Er wusste, wo die Schlagadern verliefen. Doch er fühlte sich jetzt innerlich viel zu taub, um die Verzweiflung dafür aufzubringen. Seine Angst war verbraucht. Er konnte nicht mehr zittern. Stattdessen fühlte er sich erschöpft. Müde und nüchtern. „Also weiter." Er richtete sich auf und krabbelte los. „Da draußen ist Licht. Und eine Oberfläche. Also ein Ziel."

Henry öffnete ein Schränkchen. „Ja!", brüllte er. In der Innentür hing ein eingeschweißtes Blatt. Darauf standen Zahlen und Bezeichnungen. „A1 – Stromversorgung zentrale Recheneinheit; A2 – Stromversorgung Kontrollsysteme Passagier …" Henry glitt mit dem Finger über die Liste und fand weiter unten Einträge, die mit den Triebwerken zu tun hatten. „Ha", murmelte er. Und dann fand er tatsächlich ein Manual. Drei dicke Stapel Papier, jeweils mit einem Schnellhefter verbunden. Henry musste schmunzeln, weil ihm klar wurde, dass für ein Raumschiff keine Hochglanzbedienungsanleitung entworfen wurde, keine Leimbindung in Auftrag gegeben wurde, sondern die Ingenieure ihr sachlich gestaltetes Word-Dokument ausdruckten und sich die Finger wund lochten.

Er erkannte schnell, dass er die Anweisungen im Manual nicht verstehen konnte. Es ging nicht darum, jemandem etwas zu erklären, sondern nur Arbeitsschritte zu dokumentieren. Es gab Fließdiagramme mit geheimnisvollen Symbolen, hinter deren Bedeutung Henry erst nach und nach kam. Baupläne, Schemazeichnungen, Schaltkreise.

Schließlich fand er die Anleitung zur notfallmäßigen Bedienung der Steuerungsdüsen. Nur verstand er sie nicht.

Nun, da er die Nummer wusste, unter der die Düsen geführt wurden, konnte er sie suchen. Er gelangte zu einem Konvolut an Röhren und Ventilen und Stahlelementen, das offenbar Teil eines Triebwerks war. „Unter mir muss eine riesige Düse sein", murmelte er.

Er nahm sich wieder das Manual vor und versuchte, die Teile des Steuerungssystems zu identifizieren. Irgendwo musste er zunächst den Notstrom einschalten, um überhaupt den Computer zu betreiben, der die Düse zünden würde. Mehrfach legte er das Heft nieder und kam zum Schluss, dass ihm die Voraussetzungen fehlten. „Ich bin doch kein Ingenieur", sagte er verzweifelt. „Ich bin ein dicker, vierzigjähriger Bistro-Betreiber, jaja, Sterne-Bistro, danke, High Society, danke, das nützt mir nichts. Ich kenne mich mit Essen aus und mit bildender Kunst. Nicht mit Oxidator-Betankungs-Entlüftungen und Rückschlagventilen!" Wütend trat er gegen eine Stahlwand. Dann gemahnte er sich zur Ruhe. Solche Ausbrüche verbrauchten nur Sauerstoff.

Also machte er weiter. Blätterte vor und zurück, um sich aus anderen Zusammenhängen den Sinn der Symbole zu erschließen, zu verstehen, wie diese Anleitungen grundsätzlich aufgebaut waren, sich die Bedeutung der genannten Bauteile herzuleiten.

Was er sofort verstand, waren die Warnungen. Die individuelle Inbetriebnahme der Steuerungsdüsen darf nur im äußersten Notfall und auf ausdrückliche Anweisung des Piloten erfolgen … Nur für Wartungszwecke … Unkontrollierte Achsenrotation …

Schließlich fand er das Notstromaggregat, legte einen Schalter um und sah mit einem freudigen Stich im Herzen, wie ein Display zum Leben erwachte.

Achtung! Kapazität des Notstromaggregats bei 5%, stand da.

Wie lange hielten 5%? Das durfte er sich jetzt nicht fragen. Er tippte auf dem Bildschirm herum und bekam verschiedene Module angezeigt. Rasch schaute er wieder in sein Manual, um die Steuerungselemente auf dem Computer ihrer Funktion zuzuordnen.

Nach allem, was er las, war es Irrsinn, die Düsen überhaupt zu bedienen und es wurde wiederholt davon abgeraten. Unendliche Auf-

zählungen von Sicherheitsmaßnahmen und geforderten Berechnungen folgten, sehr klein gedruckt, um überhaupt auf das Papier zu passen. Aber all das war ihm egal, er wollte nur einen Feuerstoß abgeben.

Achtung! Kapazität des Notstromaggregats bei 4%.

Er blätterte weiter.

Es gab Möglichkeiten, den Kurs zu beeinflussen, aber die schienen nur zu funktionieren, wenn das Raumschiff auch wirklich flog. Für spezielle Eingriffe des Piloten ließen sich die einzelnen Düsen aber auch individuell ansteuern. Doch dazu musste er einen Sicherheitscode eingeben. Wo fand er den verdammten Code?

Kapazität des Notstromaggregats bei 3%.

Henry hastete von einer Seite zur nächsten. Der Code musste doch irgendwo stehen. Die Sicherheit von tausend Reisenden konnte doch nicht davon abhängen, ob der Pilot eine Gedächtnislücke erlitt.

2%.

Schließlich fand er den Code. Er war fein säuberlich in einem eigenen Kapitel vermerkt. Henry lachte auf. „Was für ein bescheuertes Passwort", rief er.

Liebe ist stärker als Eis.

„Ist das aus dem Spruchkalender des Ingenieurs?"

Er tippte die Buchstabenfolge ein. Er schüttelte den Kopf. Und dann erhielt er die Berechtigung, die Düse zu zünden. Er durfte wählen, wie viel Prozent der Leistung er abgeben wollte. Vielleicht zerriss es das ganze Raumschiff, wenn er übertrieb. Aber er wusste nicht, ob es überhaupt noch Treibstoff gab. Er konnte längst verflogen sein, wie die Energie des Notstromakkus. Vielleicht reichte umgekehrt ein leichter Stoß nicht aus. *Noch 1%.* Für eine zweite Zündung würde der Computer keinen Strom mehr haben.

Henry stellte die Düse auf volle Leistung und drückte auf *Zündung*.

Es gab einen gewaltigen Schlag. Als hätte ein Riese seinen Hammer vor den Bug des Schiffes geschwungen. Für einen Moment hatte Henry den Eindruck, dass sonst nichts geschah. Aber dann drang weiterer Krach durch die Stahlwände, halb Ton, halb Bewegung – der Riese hatte das Raumschiff gepackt und versuchte es auszuwringen wie ein nasses Tuch. Als Nächstes geriet die Schwerkraft durch-

einander. Henry wurde leicht, stand in der Luft, schlug gegen das Triebwerk, fiel schmerzhaft auf die Schulter.

Er hing zwischen Rohren und Turbinen. Das Schiff lag auf der Seite. Henry musste klettern und hangeln, um zur Luke zu gelangen. Im nächsten Deck ragten die Kryokammern nun senkrecht auf und er musste die Stege entlangklettern, um weiter nach vorn zu kommen. Er kehrte zurück zu seiner Kühlkammer und griff sich noch einige Dinge. Aus einem Anzug machte er sich eine Umhängetasche. Er legte fünf Batterien hinein, fünf Signalraketen, einen Erste Hilfe-Kasten und zwei Sauerstoffflaschen, außerdem einen zweiten Helm als Ersatz. Mehr konnte er nicht tragen. Sollte oben keine Luft sein, musste er zurückkehren. Zuletzt steckte er seinen wasserdichten Brustbeutel ein. Die Zigaretten waren hinüber, aber er hatte noch die Bernsteinkette seiner Mutter und die zusammengefaltete Speisekarte vom Bistro Berlin. Auch das funktionslose Handy tat er dazu.

Henry fragte sich, ob er es überhaupt hinausschaffen würde. Vielleicht war die Eisschicht über dem Schiff noch dreißig Meter dick und es hatte sich nur die Spitze gelöst, mit der es festgefroren war. Sobald er die Luke öffnete, würde das Schiff geflutet. Dann wäre alles noch schwerer. Er musste versuchen, einige Decks trocken zu halten, damit er notfalls einen Rückzugsort hatte.

Also schloss er alle Luken, bewegte sich Deck für Deck zurück in Richtung Bug. Dort war die Außenluke ohnehin noch offen, wie er sich erinnerte. Also war die Brücke schon geflutet. Als er die Luke öffnete, schlug sie ihm entgegen und Wasser überrollte ihn wie ein wütender Stier. Er konnte nicht hindurch. Er musste warten, bis auch dieses Deck geflutet war. Schäumende Wassermassen ergossen sich in den Raum und doch schien es ihm ewig, bis der Spiegel seine Hüfte erreichte, bis er so anstieg, dass Henry schwimmen konnte, bis er schließlich den ganzen Raum erfüllte, so dass Henry durch die Luke auf die Brücke gelangen konnte. Er durchquerte das Cockpit, zog sich an den verwaisten Kommandesesseln entlang und warf einen letzten Blick auf dieses Grab. Dann erreichte er die offene Außenluke. In ihm war es still. Er konnte sich nicht über seinen Triumph freuen, denn vor ihm lag die gleiche unerbittliche Ungewissheit wie hinter ihm.

Dennoch: Er hatte sich einen Weg erkämpft und er würde ihn gehen. Er zog sich durch die Öffnung und war frei.

Um ihn war es dunkel. Haarige Algen berührten seinen Raumanzug. Weiter hinten erleuchtete sein Lichtstrahl einen Fischschwarm. Unter ihm war das Shuttle. Ein riesiger weißer Obelisk aus Stahl. Einmal leuchtete er es mit dem Strahl seiner Lampe ab, um zu sehen, ob es Spuren einer Bruchlandung gab. Es war äußerlich unversehrt. Aber es war mit Muscheln und Algen bewachsen. Am Boden sah Henry rostiges Metall und er meinte, darin die Reste der Rampe zu erkennen. Wenn das stimmte, waren sie nie gestartet. Wenn sie nie gestartet waren, dann war das hier der Orbitalflughafen von Gießen und dann durfte hier kein See sein.

Er blickte nach oben. Die weiße Eisfläche war erleuchtet. Da oben schien noch immer die Sonne. Wo war das Loch? Wo hatte er den Weg nach außen frei gesprengt? Er schwamm aufwärts und suchte die Eisfläche ab. Da! Ein Spalt. Er zwängte sich hinein, versuchte vorwärts zu kommen und begriff dann, dass es eine Sackgasse war. Er klemmte fest und musste sich mit einem Ruck lösen. Es riss ihm die Flasche vom Helm. Er sah seinem Sauerstoff beim Sinken zu.

Jetzt war er ohne Luft.

Anhalten und irgendwie versuchen, die Ersatzflasche anzuschließen? Oder weiterschwimmen, den Ausgang finden? Seine Entscheidung war unsinnig. Weiter. Er wusste nicht, ob es oben Luft gab. Er wusste nicht, ob er einen Ausgang finden würde. Dennoch: Da war das Licht. Er hatte nur Luft für eine Aktion. Wenn es die falsche war, dann starb er eben.

Er schwamm etwas tiefer und drehte sich auf den Rücken, um mehr von der Eisfläche über sich zu sehen. Bald musste er atmen. Da war Licht, ein Schacht aus Gold. Er folgte ihm, mit pumpendem Schmerz im Brustkorb. Wenigstens schützte der Helm ihn davor, Wasser zu schlucken. Himmel. Er sah blauen Himmel zwischen dem Eis. Schneller, aufwärts. Zur Luft, zur Welt.

Er stieß mehrfach schmerzhaft an die harte Eisdecke, die offenbar in Eisschollen zerbrochen war, die über ihm schwammen und immer dorthin trieben, wo er auftauchen wollte. Doch endlich brach sein

Kopf durch die Wasseroberfläche. Henry riss sich den Helm herunter. Für eine Sekunde dachte er, er sei falsch – keine Atmosphäre, nicht die Erde, ein fremder Planet. Denn was in seine Lunge strömte, war kalt, scharf und stechend. Doch dann begriff er: Das war Luft, frische Luft.

Er stöhnte erleichtert. Atmen. Scheiß auf die Sauerstoffflaschen in der Tasche. Er durfte atmen. Und trinken. Er ließ den Kopf sinken, so dass das Wasser direkt in seinen Mund floss. Er schluckte und schluckte und es war nicht salzig. Dann schwamm er umher, umgeben von meterhohen Wänden aus Eis. Die Kanten dicker Eisschollen, die Henry mit dem Triebwerk aus der Eisschicht gebrochen hatte und die umeinander trieben wie Schiffswracks. Er drohte dazwischen zerquetscht zu werden.

Noch einmal musste Henry seine Kraft zusammennehmen. Mithilfe seines Helms und des Skalpells arbeitete er sich vor, schnitzte und hackte kleine Rillen und Unebenheiten ins Eis, rutschte wieder und wieder ab, schwitzte in seinen Anzug, doch er kam vorwärts, Schritt für Schritt. Und dann war er oben, warf seinen Oberkörper über eine scharfe Kante. Der zerklüftete Rand der Formation war dünn und Henry spürte, wie er brach. Er robbte voran, er würde nicht noch einmal ins Wasser stürzen. Unter seinen Knien krachte das Eis, doch sein Bauch lag jetzt auf festem Grund. Noch einige Schritte auf allen Vieren, dann war er sicher.

3

Henry stand auf der Spitze eines zerklüfteten Eisberges. Der Eisberg trieb in einem See. Dahinter sah er Berge. Von Schmelzwasser geformte Spalten taten sich im Eis auf, bildeten ein wellenförmiges Muster. Links von sich entdeckte er weitere Eisschollen, die träge umeinander trieben und sich in einem Zufluss zu diesem See stauten wie Schiffe an der Einfahrt zu einem Hafenbecken. Nach rechts war die Eisdecke noch intakt. Hunderte Meter zerklüftetes, schneebedecktes Eis. Ein gefrorener See, wo einst ein Flughafen gewesen war.

Jenseits des Sees lagen die Hügel, halb weiß, halb grün. Ein Flaum aus Bäumen und festem Gras schlüpfte aus dem Schnee, überall dort, wo die Sonne hinkam. In den schattigen Tälern aber und auf allen Gipfeln war Eis.

Und über diesen Gipfeln der Himmel. Gewaltige Wolkenberge, rund und weich, riesig und mächtig, seltsam dunkel, von einer Farbe wie Kobalt, plastisch, als könne man sie anfassen, und beschienen von einer Abendsonne, die die unteren Enden der Wolken in kupfernes Feuer tauchte. Und vor ihm, wie ein Zeichen seiner Rettung, brach ein Fächer aus Licht aus den majestätischen Wolkentürmen, breite Strahlen, die in feinem Staub leuchteten, der in der Luft tanzte.

Die Landschaft rollte dahin, bis zum Horizont, weißer Schnee, braune Stämme, Wipfel aus grünem Gewölk, Täler und Hügel und dazwischen das Eis. Henry sank auf die Knie, gefällt von Dankbarkeit oder Erschöpfung. Er war auf der Erde. Auf keinem verdammten fremden Planeten, in keiner künstlichen Raumstation und nicht in der Leere des Alls. Hier gehörte er hin. Er war ein Mensch und dies war seine Heimat. Er wusste jetzt, warum er gezögert hatte zu gehen. Und er war froh, dass es nicht funktioniert hatte. Doch wieso schien die Sonne? Es gab nur zwei Möglichkeiten und er wusste nicht, welche schlimmer war. Wenn sie noch schien, dann drohte noch immer das Ende der Welt. Wenn sie *wieder* schien …

Er versuchte abermals sein Telefon zu starten. Tot. Aber das Sonnenlicht würde vielleicht den Akku laden. *Abwarten,* ermahnte er sich.

Nun packte ihn endlich der Hunger. Zittern, kribbelnde Arme und Beine. Sein Magen juckte von innen, vor Gier. Ihm schwindelte, sein Kopf war wie mit Luft gefüllt. Er stand auf und sofort wurde ihm schwarz vor Augen.

Er konnte nur eine Sekunde weg gewesen sein. Er erhob sich erneut - schwach und benommen -, um Essbares zu suchen. Wenigstens gab es Wald, gab es Leben. Er musste nicht verhungern, in dieser Welt. Er hatte einen Fisch gesehen. An die Kälte wollte er erst später denken.

Er musste über Eisklüfte klettern, deren Ränder vom Schmelzwasser glatt waren. Musste robben und sich hangeln, auf spiegelglattem Grund. Beständig überstieg er Rinnsale aus Schmelzwasser, watete durch Pfützen, kletterte über bizarre Formationen, die manchmal unter seinem Gewicht zerbrachen. Und nun stieg das Gelände leicht an. Hier war fester Boden unter ihm und nicht mehr der See. Hier und da sah er Büschel von Gras, die den Weg ans Licht suchten. Erleichtert seufzte er. „Hallo Erde“, murmelte er und trat fest mit dem Fuß auf.

Bald kreuzte ein Fluss seinen Weg. Mühsam überquerte er das schnelle Wasser, in dem Äste und Blätter und Eisbrocken trieben. Sein Magen war nun ein mit Zähnen bewehrtes Biest. Im Wald würde es Nahrung geben. Und wenn er Blätter aß. Immer dichteres Gras wuchs aus dem Schnee hervor, dann kamen Sträucher und schließlich erreichte er das Unterholz. Es war dicht, viel zu dicht, um hindurchzugehen. Er bräuchte eine Machete. Unschlüssig stand er im Gebüsch, blickte zu den Bäumen, in die Tiefe des Waldes, zum schneebedeckten Boden. Hier war nichts zu essen. Halbherzig pflückte er die kleinen harten Blätter des Busches vor sich und kaute darauf herum. Bitter und faserig. „Menschen essen keine Blätter“, sagte er. „Ich müsste sie wenigstens kochen. Ich brauche Früchte oder Wurzeln.“ Er war erschöpft, so erschöpft, dass er am liebsten zusammengesunken wäre und aufgegeben hätte. Aber er wusste, dass dieses Gefühl im Magen ihn nicht lassen würde. Er konnte nicht einfach die Augen schließen und sein Schicksal erwarten.

Also ging er am Waldrand entlang, bergauf. Vielleicht fand er eine Lichtung mit Beeren, vielleicht ein Tier, das er fangen konnte.

Als wäre er in der Lage gewesen, ein Tier mit der Hand zu fangen …

Er setzte sich kleine Ziele. Bis zu einem bestimmten Baum. Bis zum Gipfel einer Erhebung, sehen, was darüber liegt. Er beruhigte sich durch Selbstgespräche. Und er vermied mit aller Gewalt, bei seinen Gedankengängen zu der Frage zu kommen, was eigentlich los war. Wieso hier keine Menschen waren. Wo die Gebäude des Flughafens und der umliegenden Dörfer waren. Wo die Straßen. Die Strommasten. Die Äcker und Felder. Immer wieder traf er auf riesige Findlinge, Zeugen der eisigen Gewalt, die das Land umgeformt hatte. Die Schneisen gepflügt, Berge abgetragen und Seen gestaut hatte. Während seines Schlafs.

„Bis zu dem Baum dort", ermahnte er sich und zwang seine Gedanken fort von diesen Fragen. „Der Baum, der ist gut. Von da geht es weiter. Da tut sich was auf. Guter Baum."

Er stellte fest, dass er Tränen auf den Wangen hatte und dass sie gefroren. Er wusste, dass sein Überlebensinstinkt ihn zwingen würde, weiter zu kämpfen, bis er starb. An Hunger oder Kälte oder in einer Erdspalte oder weil ihn ein Tier anfiel. Ein verzweifelter Kampf, den er schließlich unter Schmerzen verlieren würde. Aber er wusste auch, dass er keine Wahl hatte. Er konnte sich nicht umbringen, er konnte die Hoffnung nicht aufgeben.

„Dann kann ich auch weiterlaufen", seufzte er. „Ich habe Hunger."

Dann hörte er ein Bellen. Nach dem Fisch das erste Zeichen von Tieren. Und wo Hunde waren, da waren doch auch Menschen. Er beeilte sich, den Hügel zu erklimmen, denn die Geräusche kamen von der anderen Seite. Er ging gebückt, zog sich mit den Händen an Gräsern und Farnen empor, die überall aus dem Schnee trieben.

Von oben war der Blick nicht minder gewaltig als vom See aus. Moosgrüne Hügel aus Wald, soweit das Auge blickte. Dazwischen die klarweißen Flächen von Schnee. Und oben noch immer das göttliche Beben aus Wolken, die glühten wie Lava.

Jetzt sah er die Hunde. Eine Meute schoss am Hügel unter ihm durch den Schnee, Wolken aus weißen Kristallen hinter sich. Das Kläffen schwoll an, wütend und erregt. Die Horde pflügte Schlangenlinien durch den Schnee. Zehn, zwölf oder mehr mussten es sein.

Jagten sie einen Hasen? Etwas Braunes schoss vorne weg, schlug Haken und versuchte zu entkommen. Wenn sie ihn fingen, konnte er ihnen die Beute abjagen? Er blickte in die Ferne, um zu sehen, ob irgendwo Menschen waren, denen die Hunde vielleicht gehörten. Aber er war oft genug in südlichen Städten gewesen, um eine herrenlose Hundemeute zu erkennen.

Natürlich, wenn die Menschen fort waren, würden nicht Mammuts auferstehen, sondern Hunde, Katzen und Ratten die zurückgelassenen Länder bevölkern. Die Erkenntnis, dass die Hunde herrenlos waren, versetzte ihm einen Stich. Keine Menschen.

Er erkannte nun, was sie jagten. Einen anderen Hund. Etwas kleiner als die meisten der Horde, abgehetzt und blutend. Mitleid ergriff ihn. Obwohl er für eine Sekunde den Gedanken hatte, dass er den verletzten Hund vielleicht selbst fangen und essen könnte. „Dem muss ich helfen", sagte er. Ratlos blickte er in seine Tasche. Das Kläffen kam näher und er erkannte, dass der Abstand zwischen den Jägern und ihrem Opfer immer kleiner wurde.

„Versuchen wir es hiermit." Henry nahm eine Leuchtpistole und rannte den Hügel hinab. Er betete, dass sie keine Fehlzündung hatte. Der flüchtende Hund änderte seine Richtung und kam auf Henry zu. Die Meute hinter ihm. Der Hund umrundete ihn, fast als suche er Henrys Deckung. Und Henry ließ sich auf den Hintern fallen, rutschte den anderen Hunden entgegen, die Pistole in beiden Händen vor sich gestreckt. Er drückte ab. Mit rotem Zorn schoss die Rakete heraus, streifte den Rudelführer und versengte sein Fell, zischelte durch die anderen Hunde, hakenschlagend wie zuvor noch die Meute selbst. Sie jaulten und fiepten. Henry stand auf und brüllte, die Arme wedelnd. Keine Angst zeigen. Dominieren.

Kurz herrschte Chaos in der Meute. Der Rudelführer flüchtete, aber andere wollten Henry angreifen. Er trat um sich, schlug mit der Pistole zu, brüllte erneut. Fast schon dachte er, er würde überwältigt, fast schon spürte er die starken Kiefer um seine Arme. Er sah in seltsame Augen, bräunlich-gelb, wo es weiß sein sollte. Sah hässliche Warzen und Male. Waren sie krank? Er brüllte noch einmal und die Tiere flüchteten.

„Verschwindet besser!“, rief er ihnen hinterher. „Kommt nicht wieder. Hier ist ein Mensch. Hier ist ein Herr, der stärker ist als ihr!“ Dann sank er zu Boden und lachte verzweifelt. Kaum erwacht und schon hatte er Feinde. Eine feuchte Nase stieß ihn an. Der gerettete Hund. Er war braun und struppig, gebaut wie ein Husky, aber kleiner. Er humpelte, sein Vorderbein blutete. Ohne Angst streichelte Henry ihn. Er fiepte und warf sich zu Boden. An der Schnauze des Hundes klebten seltsame blaue Steine. Oder waren es Warzen? Als er beim Streicheln darüberfuhr, bemerkte Henry, dass die Erhebungen weich waren und fest mit der Hundehaut verwachsen. Auch wenn das Blau vorherrschte, so glänzten sie doch auch in anderen Farben, silbrig, rosa, hellgrün. Es sah aus als wüchsen ihm Edelsteine aus der Haut. Henry dachte an Lapislazuli.

„Da haben wir doch schon einen Namen für dich“, sagte Henry. „Lapislazuli, einverstanden?“ Lapislazuli legte seinen Kopf auf Henrys Schoß. „Aha, einverstanden. Jetzt sehen wir mal, was wir mit deinem Bein machen können.“ Er streichelte seine Flanke, um ihn zu beruhigen. Dann besah er sich die Wunde. Mit seinem Skalpell schnitt er etwas Stoff aus dem zweiten Anzug, der ihm als Tasche diente. Er tupfte die Wunde sauber, sah Sehnen und abgeklappte Haut.

„Klingt albern“, sagte er zu Lapislazuli, „aber ich glaube, ich weiß ganz gut aus der Küche, wie so ein Tierbein aufgebaut ist.“ Er beschloss das Bein zu schienen. Es war nicht gebrochen, aber es musste geschont werden. Henry lief zu den Bäumen und fand schnell einen passenden Ast. Mit einem weiteren Stück Stoff verband er die Wunde und stabilisierte das Bein.

„Und jetzt muss ich essen“, sagte Henry. „Ich habe für dich noch einmal Adrenalin ausgeschüttet. Aber das war‘s.“ Er zitterte und fror.
Lapislazuli sprang auf und lief humpelnd los.

„Hey!“, rief Henry. „Du willst mich doch jetzt wohl nicht alleine lassen!“

Lapislazuli hielt an, sah nach ihm und lief weiter.

Henry folgte ihm den Hügel hinab und einen anderen hinauf. Die Sonne stand jetzt tief. Der Anzug wärmte Henry, aber der Wind um seine Nase war schneidend kalt. Vielleicht würde er heute Nacht er-

frieren. *Aber nicht mit leerem Magen*, dachte er und lief weiter. Lapislazuli schnupperte, die Nase dicht am Boden. Wenn er ihn wirklich zu etwas Essbarem führte!

Und dann überquerten sie den nächsten Hügel und Henry blickte auf eine Kuhherde. Die Tiere fraßen hartes Gras, das aus dem Schnee hervorschaute. Es waren fünfzig oder hundert oder mehr. Schwarzweiße Rinder, die in einen Stall gehörten. Kein Zaun weit und breit, keine Brandmale oder Markierungen in den Ohren. Freie, wilde Kühe. Und zur Jagd freigegeben.

Lapislazuli sah ihn stolz an.

„Ja", sagte Henry. „Essen. Danke!" *Und wie fange ich die?*, fragte er sich. Er holte sein Skalpell hervor und betrachtete es kritisch. *Ich komme aus der Zivilisation,* dachte er. *Was ein Urmensch kann, kann ich ja wohl erst recht.* Er machte keinen Plan, er hatte jetzt keine Zeit mehr. Und keine Kraft.

Langsam und leise ging er auf die erste Kuh zu, die vor ihm nicht scheute. Dann packte Henry sie an ihrem Ohr und stieß ihr das Messer gegen den Hals. Die dicke Haut ließ sich nicht verletzen und die Kuh wollte nun fliehen. Aber er hielt sie fest und stach wieder auf sie ein, mit aller Kraft, und dann zerbrach der Plastikgriff. Die Kuh befreite sich und rannte brüllend fort. Unruhe kam in die Herde.

Henry fluchte und stemmte die Hände in die Hüften. „Jetzt machen wir es wirklich wie die Urmenschen", sagte er. Sofort suchte er sich einen passenden Stock und spaltete ihn am oberen Ende, sodass er die Klinge hineinklemmen konnte. Dann schnitt er einen schmalen Streifen Stoff aus seinem zweiten Anzug und wickelte ihn eng darum, um die Konstruktion zu stabilisieren. Er schlug ein paarmal prüfend gegen einen Stein. „Hält. Suchen wir die Kühe."

Und so pirschten sie den Hügel hinauf, ein Jäger und sein Jagdhund und hinter der nächsten Kuppe graste schon die Herde. Sie hatte sich wieder beruhigt und reagierte gleichgültig auf Henrys Nähe. Er packte seinen kurzen Speer so, dass er von oben herabstechen konnte, und positionierte sich neben der erstbesten Kuh. Er atmete tief aus und ein und dann stieß er zu. Diesmal gelang es. Er durchtrennte die feste Haut. Sofort griff er ein zweites Mal an, traf die gleiche Stelle wieder, drang

tiefer ein. Blut schoss hervor. Er hatte die Schlagader getroffen. Jetzt sprang Henry zurück, denn die Kuh trat aus und wurde wild. Sie rannte los und die übrige Herde geriet erneut in Panik.

„Das macht nichts“, sagte Henry zu seinem Hund. „Wir folgen der Blutspur. Wir finden sie.“

Es dauerte nicht allzu lange, bis das Tier verendete. Die übrigen Kühe flohen. Mit seiner improvisierten Waffe war es mühselig, Fleisch herauszuschneiden. Henry schwitzte lachenweise. Aber es war eine gute Arbeit. Er hatte Fleisch vor sich. Es war nicht mehr fraglich, ob er je essen würde, sondern es war nur eine Frage von Zeit und Mühe. Lapislazuli störte, weil er immer fressen wollte, wo Henry gerade schnitt. „Pass auf, sonst schneide ich dir noch in die Nase!“

Henry schaffte das Fleisch zum Waldrand, wo er Holz und Reisig sammelte. Er hatte Glück und fand gutes, trockenes Geäst. Er wollte es mit einer Leuchtrakete entzünden, doch diesmal hatte er kein Glück.

„Eigentlich erstaunlich, dass sie vorhin überhaupt losgegangen ist“, sagte er zu Lapislazuli. Nachdem er zwanzigmal den Abzug gedrückt hatte, nahm er die Patrone heraus und öffnete sie. „Funken“, sagte er. Er sammelte das Pulver aus der Patrone auf einem großen flachen Stein, legte etwas Reisig daneben und nahm dann seinen Helm und einen Stein. Er stellte den Helm auf und schlug mit dem Stein gegen den Stahlrand. Es gab keine Funken. „Wird schon noch.“ Henry schlug weiter auf den Rand ein und versuchte dabei weite schwungvolle Bewegungen zu machen, viel Reibung zu erzeugen. Und dann blinkte tatsächlich etwas auf. Er ruhte seinen Arm kurz aus, dann machte er weiter. Wieder ein paar Funken. Er rückte Pulver und Reisig wieder näher zusammen. Immer wieder stieß er bei seinen Schlägen an das Pulver und hatte schon einiges davon im Schnee verloren. „Muss reichen“, murmelte er und startete eine neue Serie von Schlägen. Dann wurde es heiß an seinem Handgelenk. Er hatte die Flammen gar nicht gesehen, aber plötzlich verglühte zischelnd das Pulver, leuchtete rot, setzte das Reisig in Brand. Vorsichtig legte Henry größere Stöckchen dazu. Als sie brannten, brachte er sie hinüber zu seinem Holzhaufen. Das Feuer kam in Gang. Flammen leckten über die Äste. Henry machte es groß, damit es bloß nicht ausging, wenn er später einschlief.

Es war mittlerweile Nacht. Er aß gebratenes Fleisch, saftig und köstlich. Nichts hatte je so gut geschmeckt.

„Und dabei besitze ich ein Restaurant“, erzählte er Lapislazuli. „Ich habe einen sehr guten Koch, den Fred. Weißt du, warum mein Restaurant Bistro Berlin heißt? Ein bescheuerter Name, nicht? Ich habe damals einen alten Imbiss übernommen, ein nach Frittierfett stinkendes Bistro dieses albernen Namens. Und mit der Innenarchitektin kamen wir auf die Idee, den Charme dieser Bude zu erhalten. Vieles wurde renoviert, aber einiges konserviert. Auch die alte Leuchtschrift und der alte Name. Ironisch, verstehst du? Das war ja ein Sterne-Restaurant. Ich bin das beste Essen gewohnt. Und ich reise gerne in fremde Länder und probiere die Spezialitäten. Aber nichts war so lecker wie diese halb gare und halb verkohlte Kuh.“ Er starrte ins Feuer und seufzte. „Ich habe keine Ahnung, ob es irgendeines dieser Länder noch gibt. Ich habe keine Ahnung, ob es überhaupt noch Menschen gibt. Aber ich lebe. Und ich habe einen Freund. Wer hätte erwarten können, dass das so schnell geht? Ich muss schlafen. Bitte weck mich, wenn das Feuer auszugehen droht. Oder bei Gefahr.“

ENDE DER LESEPROBE